

Unsere Zeitzeugen berichten

Walther von Pflugk, Jahrgang 1892 - Teil 3

(Folge 2 zur Erinnerung: Festnahme durch die Russen)

Bei den meisten Verhafteten liegt ja ein wirklicher Verhaftungsgrund gar nicht vor. Fast alle sind mehr oder weniger harmlose deutsche Menschen, die irgendeine maßgebende Stellung nicht hatten und keinem Menschen etwas zu Leide taten.

Am kommenden Morgen werden wir frühzeitig geweckt und in zwei Abteilungen nacheinander hinausgeführt. Jede Abteilung erhält eine halbe Stunde Zeit zum Wachen und für den Latrinenbesuch. Neben der Latrine ist eine Wasserleitung. Es ist schwierig sich abzutrocknen, denn es gibt kein Handtuch, auch Seife fehlt. Anschließend geht es in unseren Aufenthaltsraum, dann Frühappell und Ausgabe von Brot, je Mann im Zimmer 500 g. Wir erhalten eine Anzahl von Einmachgläsern als Trinkgefäße und einige Löffel. Der Kaffee wird in einem Kübel ins Zimmer gebracht und von mir ausgeteilt. Ich bin der Stubenälteste. Wir müssen einen Koch stellen und zwei Mann zum Küchendienst, die täglich zu wechseln sind und nur vormittags Dienst haben. Alle anderen sind den ganzen Tag fest eingeschlossen und laufen verzweifelt in dem engen Raum hin und her. Wie lange behalten sie uns hier? Dann gibt es erstmalig Mittagessen: Erbsen, Kartoffeln und etwas Schweinefleisch. Der Koch hat seine Sache gut gemacht. Er war zwar Chauffeur, hat aber schon bei der Wehrmacht gekocht. Wir sind zufrieden mit dem Essen, der erste Hunger ist gestillt. Abendessen gibt es nicht. Es steht jedem frei, sich Brot bis zum Abend aufzuheben.

In dieser Form vergeht jetzt ein Tag wie der andere. Früh gegen 7 Uhr wecken, eine halbe Stunde Ausgang mit Waschmöglichkeit, gegen 12 Uhr Mittagessen. Letzteres meistens reichlich, besser jedenfalls, als wir es später je wieder bekommen haben. Dazwischen Verhöre. Dann erhalten wir den Auftrag, einen Nachbarraum ebenso auszubauen wie unser Gefängnis. Er muss erst ausgeräumt werden und die darin befindlichen Sachen und Geräte in andere Fabrikräume verstaut werden. Der Russe bewacht, treibt mit unverständlichem Gebrüll an und gibt Anweisungen, die niemand versteht. Es gelingt uns, für unseren Aufenthaltsraum allerhand nützliche Gegenstände zu organisieren und heimlich hineinzuschmuggeln: vor allem einige Bettvorlagen, die als Unterlagen zum Liegen sehr geeignet sind. Einer findet Gänseschmalz und Butterschmalz. Es war schwierig, diese Schätze unbemerkt in unsere Zelle zu verfrachten. In den nächsten Tagen kommen weitere Transporte von Häftlingen an. Wir können uns mit ihnen verständigen, denn es sind vereinzelt Löcher in der Mauerwand, teilweise direkt über dem Fußboden. Auch unser Raum wird noch voller belegt. Das hat den Vorteil, dass er sich durch mehr Menschen auch mehr erwärmt; Nachteile, weil wir dauernd in verbrauchter, stickiger Luft sitzen müssen und uns bei der furchtbaren Enge dauernd aneinander reiben und uns gegenseitig im Wege sind. Die Mittagskost wird einmal reichlich und einmal nur sehr knapp ausgegeben, ohne Rücksicht darauf, ob die Zelle nun mit vielen oder wenigen Häftlingen belegt ist.

Einer von uns fand bei der Räumungsarbeit Bleistift und Buntstifte und fertigte damit einfache Spielkarten an. Dann wird ganz unvermutet eine Leibesvisitation durchgeführt und alles beschlagnahmt. Kartenspiel wird verboten. Es ist zum Verzweifeln. Uns werden die Hosenträger weggenommen. Ein junges Mädchen, das an unserem Fenster vorbeiging, schüttete heimlich ein kleines Körbchen mit Frühäpfeln in unser vergittertes Fenster. Dankbar nahmen wir das Obst an. Aber der Versuch, durch sie eine Nachricht an unsere Angehörigen zu schicken, misslang. Dann wurde vor unserer Fensterwand eine Bretterwand gebaut, die uns

jeden Sonnenstrahl verdeckt. Ein Kamerad von mir wurde eingeliefert, auch Offizier – Major Martins. Noch in der Nacht wird er zum Verhör weggeholt. Gegen 24 Uhr kommt er zurück, sehr blass und verstört. Er bleibt still und in sich gekehrt. Ich rede ihm gut zu, aber er bleibt zurückhaltend und verschlossen.

Am 12. Tag unserer Haft höre ich plötzlich frühmorgens einen schweren Fall. Ich fahre auf und sehe am Boden einen Menschen im Blut liegen: Major Martins! Mit einem Sprung bin ich bei ihm. Er ist ohnmächtig. Ich binde den blutenden Arm ab, langsam kommt er zu sich. Ich donnere an die Tür, alarmiere die russische Wache. Martins hat versucht, sich mit Glas die Pulsadern aufzuschneiden. Der Versuch ist missglückt. Er traf die Pulsadern nicht. Eine furchtbare Aufregung. Der mongolische Sergeant erscheint. Ein Dolmetscher ist nicht vorhanden. Da er mich nicht versteht, nimmt er anscheinend an, dass wir Martins umgebracht haben. Er fuchtel wild mit einem Revolver herum und droht, alles über den Haufen zu schießen. Ein Sanitäter erscheint und endlich ein Russe, der gebrochen Deutsch spricht. Martins wird verbunden, bekommt etwas Milch. Alle beruhigen sich wieder. Ich verlange Rücksprache beim russischen Kommandanten, will ihm Aufklärung geben, nachdem Martins mir sein Herz ausgeschüttet hat. Das wird mir gewährt. Er erwartet mich mit einer Dolmetscherin. Ich werde höflich empfangen, im Übrigen ist er unnahbar. „Warum hat Martins das getan?“, werde ich gefragt. Ich berichte: „Martins ist in der vorletzten Nacht durch Deutsche und mehrere russische Offiziere aus dem Bett geholt und verhaftet worden. Er behauptet, dass ein Racheakt vorliege. Er wurde von diesen Offizieren mit Fäusten geschlagen und geohrfeigt. Ebenso ist es ihm ergangen, als er bei Ihnen, Herr Kapitän, zur Vernehmung vorgeführt worden ist. Er befürchtet, dass er nach Sibirien verschleppt und dort bis zum Ende seiner Tage weiter so behandelt wird. Deshalb hat er versucht, seinem Leben ein Ende zu machen.“ Er sieht mich groß an und sagt auf Russisch, dass Martins mich belogen habe. „Deutsche Offiziere sind es nicht gewohnt, geschlagen zu werden“, erwidere ich. „Was aus Ihnen und Martins wird, weiß ich noch nicht. Niemand kommt nach Sibirien. Erst muss festgestellt werden, ob Sie Kriegsverbrecher sind oder nicht.“ Ich bitte ihn zu erlauben, dass unsere Angehörigen uns Kleidung und Wäsche bringen und dass wir zu ihnen Verbindung aufnehmen dürfen. Er äußert sich nicht und winkt ab. Aber in den nächsten Tagen erhalten wir fast alle Pakete von Daheim mit Kleidung, Wäsche usw. Wie wir erfahren, wurden unsere Angehörigen durch die Polizei entsprechend verständigt. Meine Frau schickt mir zwei Decken, einen Mantel, Wäsche, Brombeeren, Gurken aus dem Garten und einige Kleinigkeiten. Ich bin glücklich und gerührt, denn meine Familie hat ja zu Hause selbst nicht genug zu essen. Als Glanzstück ist sogar ein Stück köstliche Quarktorte beigelegt. Die alte Wäsche wird uns gleich abgenommen, und wir bekommen einmal wöchentlich eine Badegelegenheit, d. h. wir dürfen uns abteilungsweise in der Küche mit warmem Wasser gründlich eine halbe Stunde säubern.

Jeden Freitag werden etwa 25 bis 40 Mann aufgerufen und mit Lastkraftwagen nach Chemnitz geschafft. Etwa 4 – 6 von ihnen kommen stets noch am gleichen Tag wieder zurück. Die übrigen sind in Chemnitz ins Gefängnis eingeliefert worden. Für die Fortgeschafften werden täglich neue nach Stollberg gebracht. Nach 14 Tagen bin ich an der Reihe. Wir müssen hinter der Fabrik im Garten in den Lkw einsteigen und uns auf den Boden setzen, damit uns von der Bevölkerung niemand sieht. Vorn und hinten nimmt je ein GPU-Soldat mit geladener Maschinenpistole auf den Seitenplanken Platz. Wehmütig und sorgenvoll sehe ich die Heimat entschwinden. Am Abend bringt man mich mit drei Kameraden wieder zurück. Ich atme auf. Wieder dem Schicksal entgangen! Die GPU-Soldaten, die uns auf dem Heimweg bewachen, behaupten: „Ihr zurück, bald frei, Ihr zu Mutter.“

Wird fortgesetzt.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann